

Meine Kindheit im Dritten Reich

Ungeachtet von der Weltwirtschaftskrise wurde ich am Dienstag, den 10. Juni 1930 in Gevelsberg im Lindengraben 18 in der Schule geboren. Unsere Familie wohnte dort in einer bescheidenen Mietwohnung, wie es damals in den Schulen so üblich war. Am gleichen Tag stand in der Ausgabe der Gevelsberger Zeitung folgende Nachricht: „Bei einer Veranstaltung von etwa 300 Kommunisten in einem Ausflugsort im Wienerwald kam es zu erheblichen Ausschreitungen, Landjäger mussten mit gefällttem Seitengewehr vorgehen, wobei mehrere Personen verletzt wurden.“

Ein so unbedeutendes Ereignis im fernen Österreich findet in Deutschland in der Provinz eine große Beachtung. Ich konnte nicht dabei sein, aber ich glaube, das war die Zeit, als man Jagd auf die Kommunisten machte, denn diese waren der erklärte Gegner der Nationalsozialisten. Mit Unterstützung der Schwerindustrie gewann Hitler immer mehr an Bedeutung und setzte schon Zeichen. Aus berufenem Mund erfuhr ich später, dass auch damals schon Wahlen gefälscht wurden. Bei einer Wahl in den 30er Jahren wurden in einem Wahllokal lediglich zwei Stimmen für die KPD ausgezählt, obwohl eine Reihe von Kommunisten genau wusste, dass sie ihre Partei gewählt hatten. Ein Freund, der in der Mittelstraße beim Kohlenhändler H. wohnte, sagte mir, er könne sich noch gut erinnern, dass es zu Schlägereien kam, wenn die Kommunisten aus der Rosendahler Straße kamen und die Nazis aus der Mittelstraße. Mein Freund K. hat das als Kind erlebt. Der Kohlenhändler war ein überzeugter Nationalsozialist und kaufte meinem Freund eine Hose für die Hitlerjugend, weil seine Eltern zu arm waren.

Am 30. Januar 1933 übernahmen die Nationalsozialisten die Macht und Andersdenkende bekamen es schnell zu spüren. Der Reichstagsbrand wurde den Kommunisten in die Schuhe geschoben und die KPD wurde als erstes verboten. So blieb es der SPD vorbehalten, gegen die Ermächtigungsgesetze zu stimmen, alle anderen Parteien der Mitte und im rechten Spektrum stimmten dafür. Die Gewerkschaft wurde auch verboten und nachdem der bekannte Gewerkschaftsfunktionär Öttinghaus (im Volksmund öttkus Olle) nach Amerika geflohen war, besetzten SA Chargen das Gewerkschaftshaus und machten sich breit. Mein Vater wurde ohne Anklage verhaftet und es fand auch kein Prozess statt. Irgendwie hieß es Hochverrat zum Landesverrat.

Die Verhafteten kamen erst einmal in den Keller der Gevelsberger Polizeiwache. Das konnten die Frauen und Mütter der Verhafteten auf Umwegen erfahren. Sie gingen oft zur Polizeiwache, durften aber die Männer nicht sehen. Dafür hörte man oft Schreie, wenn sie geschlagen wurden. Schlimmer ging es in Dortmund in der Steinwache zu. Die war berüchtigt und verbreitete Angst und Schrecken. In jungen Jahren wurden mir vorsichtig Einzelheiten erzählt, die mir nicht mehr einfallen. Mein Vater konnte eigentlich mehr erzählen, aber er fürchtete wohl, dass ich mich draußen verplappern würde und das Folgen haben könnte.

Der „Reinigungsprozess“ der Nazis betraf alle Bereiche des öffentlichen Lebens. Andersdenkende wurden aus dem Rathaus entfernt, bei der AVU (damals noch Agfu) wurden die Sozialdemokraten auf die Straße gesetzt. In die Schulen kamen natürlich treue Parteigenossen, so auch in der Lindengrabenschule. Frau Eschweiler aus dem

SPD- Dunstkreis wurde entlassen und durch Fritz Kütke ersetzt. Mit dem Hausmeisterehepaar wohnten wir auf einem Flur und wir Kinder gingen bei Familie Kütke ein und aus.

Das kam bei der Familie Rittinghaus, Sozialdemokraten, die auch auf dem gleichen Flur wohnten, nicht gut an. Sie verweigerten von da an meinen Eltern und auch uns Kindern den Gruß.

Durch meine Besuche von Verwandten und Bekannten erhielt ich den Spitznamen Kurt Hase und das passte mir überhaupt nicht. Jahre später, als wir schon in der Rosendahler Straße wohnten, foppte mich Onkel Adolf (Friederizik) dauernd und lachte so hämisch, dass ich immer auf ihn zulief und mich wehrte.

Die Situation in der Schule wurde unerträglich, denn mein Vater konnte sich mit Rektor Müller überhaupt nicht verstehen. Trafen sich die beiden im Treppenhaus, grüßte mein Vater und sagte guten Tag Herr Müller. Bei uns im Haus wird mit „Heil Hitler“ begrüßt. Mein Vater erwiderte, guten Tag Herr Müller. Zu meiner Mutter sagte er, Änne, es wird Zeit, wir müssen uns eine andere Wohnung suchen, das geht nicht mehr lange gut. Von all den Reibereien bekam ich nichts mit. Ich weiß nur, dass mich Rektor Müller auf den Arm nahm und in die Klasse ging. Bei meiner Größe und meinem geringen Gewicht wurde ich mit fünf Jahren noch nicht ernst genommen. Jedenfalls nahm ich Ernst, was mir Rektor Müller sagte, als er mit mir durch die Reihen ging und sagte, papp ihm eins. Das machte ich auch und traf dann Gerhard Lasowski, das habe ich behalten. Natürlich lachte die ganze Klasse und hatte ihren Spaß. Voller Stolz erzählte ich das meiner Mutter, die mir darauf die Leviten las. Von dieser Zeit an brauchte ich keine Erzählungen mehr, denn die meisten Erlebnisse und Vorkommnisse blieben bis heute noch in Erinnerung. So erlebe ich oft noch einen Werktag im Herbst 1936. Um einigermaßen über den Winter zu kommen, pachteten sich die kleinen Leute einen Garten, von denen es damals Hunderte gab. Unser Garten lag in der Rosendahler Straße hinter der Schreinerei Hess, denen der Garten auch gehörte. Geerntet wurden Kartoffeln und Gemüse und das mussten wir bis in den Lindengraben bringen. Wir liehen uns von Opa Schlemmer den Handwagen aus, weil es ja keine anderen Transportmittel gab. Der wurde vollgepackt und wir machten uns auf den Weg. Die steile Schultenstraße hatte es in sich und die ganze Familie musste helfen, den Wagen den Berg hinauf zu ziehen. Vater nahm vorn die Deichsel in die Hand, die Mutter schob an der Seite und mein Bruder und ich schoben hinten am Handwagen, soweit unsere Kraft reichte. Mit viel Mühe kamen wir im Lindengraben an und bewegten uns auf die Schule zu. Plötzlich sagte meine Mutter zum Vater: Rudolf guck mal, da oben stehen sie schon. Ich schaute auf und sah zwei Männer vor der Haustür stehen. Die trugen einen Trenchcoat und auf dem Kopf saß ein Schlapphut. Der Handwagen wurde am Kellereingang stehen gelassen. Ich weiß nur noch, wie sich meine Mutter uns Jungen schnappte, schnell in die Schule ging und uns dann die Kellertreppe hinunterschickte. Der Keller war hell und Angst kam nicht auf. Mein Vater wurde verhaftet und mit zur Polizeiwache genommen. Mutter machte alles unauffällig, damit keiner etwas merkte und wir standen erst einmal allein da. Wie schon bei anderen Verhaftungen wollten die Frauen natürlich wissen, was mit den Männern geschieht, und sie gingen vor der Polizeiwache hin und her. Es gab keine Auskunft oder nur eine dürftige. Später erzählte mir meine Mutter, dass sie an der Polizeiwache oft Schreie gehört hätten, wenn die Inhaftierten von den Polizisten oder Kriminalisten geschlagen wurden.

Ein Kapitel für sich

Noch in der Schule Lindengraben machte ich als 6-Jähriger die erste Bekanntschaft mit der Hitlerjugend (HJ). Besser gesagt, mit dem Jungvolk, das waren die 10- bis 14-Jährigen Jungen, die von den etwas älteren Jungen befehligt wurden. Ob Sommer oder Winter, der Dienst begann immer Mittwoch und Samstag um 15 Uhr. Es waren die vier Jungzüge des Fähnleins „Florian Geyer“. Diese setzten sich aus den Jungen der Lindengrabenschule, aus Teilen der Mittelstraßen- und der Heideschule zusammen. Sobald der Dienstbeginn nahte und ich die Jungen lautstark auf dem Schulhof hörte, lief ich die Treppe hinunter und mischte mich dazwischen. So konnte ich die Uniformen aus nächster Nähe bestaunen. Im Winter trug man die Winteruniform mit dem blauen Oberteil und die blaue Skihose, die über dem Knöchel gebunden wurde, damit sie den richtigen Abstand zu den Schuhen bekam. Im Sommer trug man leichte Kleidung mit dem Braunhemd und der Cordhose. Die Hose musste mindestens eine Handbreit über dem Knie enden, alles andere sah unsportlich aus und das waren eben die Muttersöhnchen. Ein schwarzes Dreieckstuch wurde gefaltet und um den Kragen des Hemdes gelegt und vorne auf der Brust von einem Knoten gehalten. Am Hals musste das Dreieckstuch drei Zentimeter aus dem Kragen hervorkommen. Natürlich trug man auch einen breiten Gürtel mit einem Koppelschloss, auf dem stand „Blut und Ehre“. Ein Schulterriemen, der auf dem Rücken befestigt war, kam diagonal noch vorne über die Schulter und wurde auch am Gürtel befestigt. Zur Uniform gehörte auch ein Fahrtenmesser im Futteral und das zierte die linke Seite an der Hüfte.

Wenn ich mich unter die albernsten Burschen mischte, die stets etwas im Schilde führten, dann bewunderte ich die Uniformen und dachte, wann kannst du endlich auch die Uniform tragen. So imponierten mich erst einmal die „Großen“, die älteren Jungen, die die Haare schon anders trugen, die gingen anders und bewegten sich schon so erwachsen. Aus diesem Kreis bekam ich dann auch meinen Spitznamen „Häschen“, von dem einige noch viele Jahre Gebrauch machten.

Nach unserem Umzug in die Mittelstraße stand 1937 für mich ein Schulwechsel an. Ich kam von der Schule Lindengraben in die Horst Wessel-Schule. Dort meldete sich eines Tages eine Mitschülerin mit den Worten zu unserer Lehrerin:

„Fräulein Sichelschmidt, der Erich Kleinhans hat beim Juden gekauft.“

Hol den Erich Kleinhans mal zu mir, denn der Junge war in einer anderen Klasse. Erich kam und auf die Vorhaltungen „Du hast beim Juden gekauft, du weißt doch, das macht man nicht. Es gibt doch in Gevelsberg auch andere Geschäfte“, antwortete er weinend: „Ich habe doch nur ein Paar Schnürriemen gekauft.“ „Auch, wenn es nur ein Paar Schnürriemen sind, man kauft nicht beim Juden.“ Die Tränen flossen weiter und dann kam die Entschuldigung: „Ich will es auch nicht mehr wieder tun.“ Die Tragweite der Begegnung, Lehrerin mit Schüler, wurde mir damals nicht bewusst und erst später kam ich dazu, dies alles zu begreifen. In diesem Zusammenhang erzählte mir meine Mutter einmal ganz entrüstet, dass sich ein SA-Mann vor das Kaufhaus des Juden Rosenthal gestellt hat, um die Menschen, die dort in das Geschäft gingen, zu fotografieren. Jahre später, als die Judenfrage in die „Endlösung“ überging, kam mir in der Stadt der junge Steinweg entgegen. Er trug einen Fischgräten-Wintermantel und auffällige Turnschuhe, die heute an der Tagesordnung sind. Auf dem Revers des Mantels „prangte“ sein gelber Judenstern, den ich sofort erblickte. Das sollte natürlich sein, dass man Abstand davon nahm, wie wir gesagt bekamen. Reden durften wir

auch nicht mit den Juden und so hatte ich auch Angst davor. Auch heute nach zig Jahren sehe ich den niedergeschlagenen Gesichtsausdruck und den Kopf zur Seite geneigt. Mir ging es durch und durch und ich dachte an die Parolen "Jude verrecke" und sah dann diesen harmlosen und verängstigten Jungen. Beim Schreiben dieser Zeilen überfällt mich eine nicht erwartete und größere Traurigkeit, als ich sie als Junge damals erlebte.

Als ich dann 1940 in das Jungvolk durfte, tobte schon der 2. Weltkrieg. Die deutschen Truppen befanden sich auf der Siegerstraße und die Menschen rechneten mit einem baldigen siegreichen Ausgang. Bei Altmeppen in der Mittelstraße konnten wir die Uniformteile kaufen, aber es war nicht alles vorhanden. So lief ich alle paar Tage in die Stadt und fragte nach der Uniform. Die Verkäuferinnen kannten mich schon und ich tat ihnen leid, wenn sie mir wieder eine Absage erteilen mussten. Irgendwann konnte ich dann die Uniform mein Eigen nennen. Meine Mutter bekam Anweisung von mir, wie sie alles machen musste. Zum Dienst marschierte ich mit einer gebügelten Uniform und das Halstuch saß immer wunschgerecht. Im Vordergrund stand nun der Hitlergruß, der fleißig geübt wurde. Trafen wir einen der Führer, unsere Vorgesetzten, dann mussten wir Pimpfe den grüßen. Drei Schritte vorher mussten wir die Hand an die Kopfbedeckung halten und zwei Schritte hinterher. Wehe, das wurde nicht eingehalten, dann gab es einen Rüffel.

Bei Missachtung einer Dienstregel wurde Strafdienst verhängt. Das fing bei harmlosen Liegestützen an und steigerte sich dann. Ansonsten wurden wir einer Propaganda ausgesetzt, die natürlich das Naziregime verherrlichte und sich in erster Linie gegen Juden und Russen richtete. Die Russen bezeichnete man ja als Untermenschen und wir 10- bis 12-Jährigen glaubten das auch. Auch die Lieder, die wir lernen mussten, wie z.B. „nach Ostland geht unser Ritt“, „siehst Du im Osten das Morgenrot“, „wir fahren gegen Engelland“ oder „wir sind des Geyers schwarzer Haufen“ hatten fast alle blutrünstige Texte und wir schmetterten diese fleißig mit. In der Schule lief es ähnlich mit den Liedern. Dem Rektor Müller hatte es besonders das Deutschlandlied angetan. Wenn wir in die Ferien verabschiedet wurden, mussten wir vor der Schule antreten und hörten uns die Hetzworte an. Am Schluss sangen wir die erste Strophe des Deutschlandliedes und der Rektor sang es mit Überzeugung aus vollem Halse.

Zu der Zeit sagte mein Vater immer schon, den Krieg verlieren wir, den können wir niemals gewinnen, Ich dachte, wie kann der das sagen, unsere Truppen drängen siegreich in Feindesland ein und schienen unbesiegbar. Kamen dann unsere Verwandten zu Besuch, politisierte Vater über alles. Wir besaßen eine Landkarte in der Größe von ca 1,00 m x 1,00 m und die holte ich dann vom Schrank und wickelte sie aus. Mit Bleistift trug ich immer den Frontverlauf ein und horchte dann auf die dozierenden Worte meines Vaters. Alle Verwandten hatten mit dem Naziregime nichts zu tun und mein Vater konnte schon mal ein Wort riskieren und die Lage kritisch schildern. Zum Schluss kamen dann die ironischen Worte, es ist schöner geworden in Deutschland, „Heil Hitler“. Später als unsere Städte schon in Trümmern lagen, sagte er wie Adolf Hitler, gebt mir zehn Jahre Zeit und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.

Als die deutschen Truppen am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierten, standen an anderer Stelle noch Güterzüge, die uns Weizen aus der Ukraine brachten, denn die Führer der Sowjetunion glaubten nicht dem Spion Sorge, der berichtete, die Deutschen werden euch überfallen. Am gleichen Tag besuchte uns Onkel Fännand (Ferdinand), ein bekannter Parteigenosse meines Vaters. Mensch Fännand, wie kannst du gerade an solch einem Tag zu Besuch kommen. Du weißt doch, ich werde von allen Seiten beobachtet und man wartet nur auf einen falschen Schritt. Fännand sah das ziemlich locker und die beiden diskutierten natürlich über Politik und die Entwicklung. Einige Zeit später verhaftete man Fännand, der schon Rentner war und steckte ihn ins Konzentrationslager, da er ja nicht mehr im Arbeitsprozess stand.

Auf jeden Fall siegten unsere Truppen am laufenden Band und die deutschen Truppen stießen immer weiter in Feindesland vor. So besuchte uns an einem Sonntag Vetter Fritz und wir gingen mit meinem Vater in die Waldeslust, ein Ausflugslokal im Holte. Im Gespräch befassten sich die beiden Erwachsenen wieder mit der Politik und ich hörte aufmerksam zu. Wie weit die NS Propaganda die Menschen beeinflusste, auch wenn sie einen Verstand hatten, merkte ich an Fritz. Ich weiß noch, wie er sagte, Rudi, in sechs Wochen ist der Krieg in Russland zu Ende.

Mein Vater widersprach dieser Auffassung und argumentierte dagegen und wies auch auf die Größe der Sowjetunion hin, die wir nie besetzen können. Vater Rudi widersprach sehr heftig und widerlegte die Argumente von Fritz. Der sagte dann, es stimmt, was du sagst, aber unsere Luftwaffe die macht das schon. Bis der Krieg endet, das dauert noch bis zum 8. Mai 1945 und bis dahin passierte noch sehr viel Unwürdiges.

Ich marschierte weiter mittwochs und samstags von der Rosendahler Straße bis hinauf zum Lindengraben. Der Dienst machte mal Spaß, mal nicht und wir Jungen suchten natürlich immer wieder etwas, um unsern Unsinn zu machen.

Fand der Dienst im Winter oder bei schlechtem Wetter in der Klasse statt, standen wir ja unter Beobachtung und Aufmerksamkeit war angesagt.

Ansonsten habe ich mich nicht besonders hervorgetan. Und scharwänzelte auch nicht um unsere Vorgesetzten. So war ich überrascht, als mich mein Vorgesetzter zum Jungenschaftsführer ernannte. Mit dieser Ernennung zählte ich nun zur „Führermannschaft“. Als äußeres Kennzeichen erhielt ich eine rot/weiße Schnur, die an der Knopfleiste des Braunhemdes und an der linken Brusttasche befestigt war.

Die nächste Beförderung wäre „Jungzugführer“ gewesen. Die trugen eine dicke grüne Kordel von der linken Schulter in einem Bogen bis zur Brust und bekam den Namen Affenschaukel. Ich bekam 15 Jungen zugeteilt, für die ich verantwortlich war und die ich auch oft beschäftigen musste. Wegen meiner geringen Größe wurde ich in unbekannten Kreisen oft argwöhnisch angesehen, ob das wohl stimmt, dass der Kleine schon Jungenschaftsführer ist?

In Milspe kam mal ein größerer Junge auf mich zu und sagte: Gib die Kordel her, du bist gar kein Jungenschaftsführer und ich musste kämpfen, damit er mir die Schnur nicht abnehmen konnte. Eine undankbare Aufgabe kam auf mich zu, als ich den Dienstbefehl zur Teilnahme an dem Dienst des Jungvolkes in die Hand gedrückt bekam und damit zu den Eltern „meiner“ Jungen musste, die für den Erhalt dieser Information eine Unterschrift leisten mussten. Einige Eltern sahen das ganz locker und

als ich zum „Alten Kämpfer“ Hans. G. kam, der schon vor 1933 Mitglied der NSDAP wurde, kamen wir ins Gespräch. Er erzählte mir nichts von „vorwärts marschieren“ und er hielt auch keinen Propagandavortrag, die Vergangenheit beschäftigte ihn mehr. Sein Sohn Ernst Ferdinand war ein Pimpf, d.h. er war im Jungvolk, aber er schwänzte auch schon mal den Dienst. Bei einer Gelegenheit wurde er angeranz, du warst Mittwoch nicht zum Dienst, wo warst du? E. F. antwortete mit einer Gleichgültigkeit und Unschuldsmine: Wir waren so schön am Spielen und haben die Uhr vergessen. Bei Familie G., die am Timpen wohnte und von der wir wussten, das sind stramme Nazis, wurde ich bei Mitteilung des Dienstbefehls angepflaumt, das unterschreiben wir nicht. Wir sind selbst überzeugte Nationalsozialisten und wissen was wir tun.

Von da an nahm ich den Dienstbefehl nicht mehr so ernst und ließ die Eltern in Ruhe. Die hatten sicher andere Sorgen, nachdem der Krieg schon ins dritte Jahr ging. Sondermeldungen von den siegreichen deutschen Truppen kamen immer noch aus dem Äther, aber in Wirklichkeit sah es schon anders aus. Junge Menschen ließen ihr Leben „auf dem Felde der Ehre“ und hinterließen Trauer und Schmerz. Der Glaube am Nationalsozialismus geriet in Zweifel. Und die Sinnlosigkeit des Krieges machte sich breit. Außer auf das Leben der Gefallenen breitete sich der Krieg langsam auch auf die Bevölkerung in der Heimat aus.

Die Wende

Außer der militärischen Wende, die sich anbahnte, reagierten die Machthaber auf die zahlreicher werdenden Luftangriffe und führten eine Kinderlandverschickung ein. Kurz gesagt im Volksmund KLV. Die Schüler und Schülerinnen im Ruhrgebiet und auch bei uns konnten sich ein halbes Jahr verpflichten, mit in ein KLV-Lager zu fahren. Wir Kinder sollten vor den Luftangriffen geschützt werden. Auf meine Bitte erlaubten meine Eltern die Teilnahme an der Kinderlandverschickung. Unserer Gruppe setzte sich aus Schülern aus dem gesamten Ennepe-Ruhr-Kreis zusammen. Die Fahrt führte uns von Hagen bis Nürnberg, wo wir umstiegen. Die Weiterfahrt ging über Weiden nach Floß im Oberpälzer Wald. Direkt nach dem Aussteigen wurde durchgezählt und es fehlte schon einer. Es war Hannes Sch. Der war an der verkehrten Seite ausgestiegen und in die falsche Richtung marschiert. Natürlich eine große Aufregung, was ist passiert. Der Hannes marschierte immer weiter landeinwärts, bis er an einen Bauernhof kam. Dort gewährte man ihm Unterschlupf und am anderen Tage waren wir erleichtert, als er angetrottet kam. Mit einem Zivilisten als Lehrer und Lagerleiter begann ein ziviles Leben. Wir bekamen aber auch noch einen Lagermannschaftsführer, der für den HJ- Dienst zuständig war und für unser Programm neben dem Schulunterricht. Nach einigen Wochen kam ein Wechsel und die Gruppe wurde von Frl. M. übernommen. Wir fanden sie alle sympathisch und bedauerten ihren Fortgang nach einigen Wochen. Ja, und dann ging es los. Der neue Lagerleiter entpuppte sich als ein fanatischer Nazi, der uns gleich die Flötentöne beibrachte. Unsere Schlafräume bekamen sofort den Namen der erfolgreichen Jagdflieger Mölders und Marseille. Die Namen mussten genannt werden, wenn die Betten abgenommen wurden und wir strammstehen mussten. Mehr Profi konnte ein überzeugter Nazi nicht sein, denn schon zum Schulunterricht erschien er in seiner Fasanenuniform. Zur kackbraunen Jacke gehörte eine schwarze Hose. Natürlich blickte von seinem Revers das Parteiabzeichen auf uns herab. Als erstes schaffte er die persönliche Freiheit ab. Das war eine Zeit, in der wir uns frei bewegen konnten und auch ins Dorf gingen, um eine

Kleinigkeit zu kaufen. Ab sofort marschierten wir nur noch in Uniform. Da nicht alle Jungen eine Winterkluft besaßen, mussten wir unsere Braunhemden anziehen. Wir klagten, Herr Lagerleiter, das ist uns zu kalt. Er erwiderte: „Dann zieht einen Pullover darunter.“ Die Briefe, die wir unseren Eltern und den Verwandten schrieben, mussten wir unverschlossen beim Lagerleiter abgeben, der diese dann kontrollierte. Einmal schrieb ich ohne Hintergedanken, mir geht es gut, ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser. Die Retourkutsche kam dann am anderen Morgen vor dem Unterricht. Er herrschte mich an, was soll das denn bedeuten, ich fühle mich wohl wie ein Fisch im Wasser. Ist es dir kalt, oder frierst du, was willst Du damit sagen. Dann nannte er mich oft Schlummer. Warum, weiß ich nicht, aber irgendwie passte ihm wohl meine Nase nicht. Dann kam die Sache mit Ömö T., der sich beim Lagerleiter und seiner Frau eingeschleimt hatte und den „Diener“ markierte. Ömö konnte es nicht mit dem ausgeschiedenen Lagermannschaftsführer, dem wir nach Lüdenscheid eine Karte schrieben. Er beeinflusste mich so stark, dass ich eine unpassende Bemerkung auf die Karte schrieb.

Wenn was davon nachkommt, dann habe ich das gemacht. Tat er aber nicht und ich fiel wieder auf. Damit hatte ich die letzten Karten verspielt. Hinzu kam noch die Anordnung, ab sofort unsere Ausgangspost mit „Heil Hitler“ zu unterschreiben. Das war mir neu und das fiel bei meinen Eltern mit Unverständnis auf und sie wollten wissen warum. Also bekam ich einen Brief mit der Bemerkung, ich würde doch Briefmarken sammeln und ich solle auf die Marken achten. Ich wusste, da stimmt etwas nicht und löste unbeobachtet die Briefmarke vorsichtig und fand klein gefaltet einen Kassiber mit der Bemerkung, warum unterschreibst Du immer mit „Heil Hitler“. Ich wusste nicht, wie ich darauf antworten sollte. Dann kam mir ein Zufall zu Hilfe, als ich mit einem anderen zur Post gehen durfte, um etwas abzuholen. Diese Gelegenheit nutzte ich zum Schreiben der Karte mit der Bemerkung: Wir müssen mit „Heil Hitler“ unterschreiben. Von den ersten Siegen mitgerissen und von der NS Propaganda stark beeinflusst, kamen mir doch schon kritische Gedanken und die Worte meines Vaters gewannen an Einfluss.

Das KZ

Das Wort KZ war uns Jungen fremd und von einem Konzentrationslager wussten wir schon gar nichts. Aber irgendwie geisterten die Worte um uns herum, aber wir kamen nicht weiter mit unserem Wissen. Auch Bekannte im Ort sagten uns nichts und hüllten sich in Schweigen. Das kann man verstehen, denn die Leute im Ort sahen uns ja nur in den HJ-Uniformen und unseren Lagerleiter in Uniform der politischen Leiter. Einige Jungen waren sehr interessiert an der Aufklärung und so forschten wir weiter. Eines Morgens, als wir nach dem Frühstück vor der Gaststätte standen, blickten wir in Richtung Flossenbürg und sahen entfernt leichte Rauchschwaden und wir sagten uns, in Flossenbürg ist wieder was los. Dass da unschuldige Menschen in den Gasofen gesteckt wurden, hätten wir nie im Leben geglaubt.

Eines Tages machten wir uns auf den Weg zu einem Tagesausflug über Flossenbürg nach Altglashütten an der tschechischen Grenze. In Flossenbürg angekommen, standen wir vor einer geschlossenen Schranke, die von einem SS Mann bewacht wurde. Unser Lagermannschaftsführer musste Rede und Antwort stehen und dann öffnete er die Schranke. Wir mussten auf der Straße bleiben und trauten uns nicht,

nach rechts und links zu sehen. Und doch erblickten wir die Blockhäuser der Wachmannschaften am gegenüberliegenden Hang. Von den grauen hässlichen Gebäuden nahmen wir kurz Notiz. Vor Verlassen des Lagerbereichs machten wir einen kurzen Halt und staunten über den Wachturm und den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun. Hinter uns verschloss sich die Schranke wieder. Auf dem weiteren Weg zu unserem Ziel diskutieren wir über unsere Erlebnisse und machten uns Gedanken. Auf dem Rückweg die gleiche Prozedur. Rechts vor uns lag der Steinbruch neben der Ruine und weiter ins Tal lag das Konzentrationslager. Als wir diesen Bereich wieder verlassen hatten, fühlten wir uns viel freier. Da erblickten wir unten im Tal Häftlinge in ihren gestreiften Anzügen, die einen Kabelgraben zogen. Bewacht von der SS mit Maschinenpistolen im Anschlag und mit Schäferhunden an der Hand. Da wir inzwischen der Meinung waren, im KZ befinden sich Russen und Verbrecher, dachten einige von uns, da kann man ja auch mal mit Steinen werfen. Was bekamen wir einen Schreck, als die Häftlinge auf Deutsch antworteten und mit uns schimpften. Die antworten ja auf Deutsch, das sind doch keine Russen und Verbrecher. Später sickerte durch, dass da auch Pastöre, Ärzte und Professoren inhaftiert sind. Das leuchtete uns nicht ein und wir zweifelten langsam an einer rechtmäßigen Einrichtung. Aufgeklärt wurden wir am anderen Morgen vor unserem Lager bei der Aufstellung zur Flaggenhissung. Unser Lagerleiter schien aufgeregt zu sein und ging hin und her. Nach dem Hissen der Flagge sagte er uns die Tagesparole.

Unsere heutige Tagesparole heißt Essen, die Stadt wurde wieder von alliierten Flugzeugen angegriffen und stark getroffen. Am Tag der Rache sehen wir uns wieder. Und im Übrigen, wer nicht mit uns ist, der kommt nach Flossenbürg zum Steine klopfen. Da dachte ich sorgenvoll an meinen Vater, der ja nun ein erklärter Gegner des Nationalsozialismus war, und den man schon zweimal verhaftet hatte. Ich dachte mir meinen Teil und gab kein Sterbenswörtchen weiter. Jetzt wussten wir alle, dass im Konzentrationslager auch politische Gegner inhaftiert waren. Wer als Schwuler erkannt oder erwischt wurde, den steckten die Chargen auch ins KZ.

Die guten Verbindungen unseres Lagerleiters verhalfen der Lagermannschaft zu einem unverhofften Kinobesuch im Konzentrationslager. Wie immer marschierten wir zu Fuß die sechs Kilometer bis Flossenbürg. An der Schranke wurden wir wieder empfangen und geraden Weges begaben wir uns zu einem großen Gebäude. Auf dem Weg riskierten wir doch einen Blick in die Umgebung, ohne bei der Dunkelheit viel zu erkennen. Ein grauer Bau fiel mir auf, an dessen Rückseite ein hoher Kamin stand. Dann mussten wir schnell ins Kino, weil uns das alles doch ein bisschen Furcht einflößte. Ein großer Kinosaal erwartete uns, und wir waren überrascht von den guten Sitzgelegenheiten. Anders als im Dorfkino, über das wir wegen seiner altmodischen Einrichtung immer gelacht haben. Da saßen wir nun und harreten der Dinge, die da kommen sollten. Natürlich besetzten wir die besten Plätze, denn wir befanden uns allein in dem Kino. Auf einmal öffnete sich eine Tür in der Nähe der Bühne und zwei Sträflinge in ihrer gestreiften Kleidung kamen den Gang herauf. Sie trugen Filmrollen auf dem Arm und gingen schweigend an uns vorbei. Wir hielten die Luft an und schielten ängstlich zu den beiden Männern, die einen sympathischen Eindruck auf uns machten, aber wer weiß, was die uns antun wollen. Es passierte nichts, und wir bekamen die neueste Wochenschau zu sehen. Nicht wie im Dorfkino, wo sie erst nach Wochen gezeigt wurde. Dann sahen wir noch einen Kulturfilm und danach endete unser Kinobesuch. Das Kino stand den Insassen natürlich nicht zur Verfügung und

war nur zugänglich für die Wachmannschaft und deren Angehörige. Auf dem Heimweg war unser Erlebnis noch frisch und wir diskutierten über das KZ und versuchten, uns eine Meinung zu bilden. Mit unseren 12 und 13 Jahren zählten wir zwar noch zu den Kindern, aber nach den vielen, oft traurigen Erlebnissen dachten wir Jungen schon etwas anders und wir stellten die Frage, warum es eigentlich Konzentrationslager gebe und wer da hineingesteckt würde. Mir fielen dann die Worte unseres Lagerleiters ein: Wer nicht mit uns ist, der kommt nach Flossenbürg Steine kloppen. Alle Menschen, die nicht an den Nationalsozialismus glaubten, durften nicht öffentlich ihre Meinung sagen. Wenn sie dabei erwischt wurden, kamen sie ins KZ.

Das passierte einem unbekannten Mann, der nach dem Krieg in die VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) eintrat, weil er auch ins KZ gesteckt wurde. Er sagte, er wäre kein politischer Mensch, aber er hätte mal einen Witz erzählt, wurde denunziert und danach verhaftet. Aus seinen Worten konnte ich entnehmen, dass er wirklich kein politischer Mensch war und nur diesen Witz erzählt hatte.

Für unser letztes Erlebnis mit KZ-Insassen brauchten wir keinen Schritt zu machen. Wie standen wieder einmal vor dem Gasthaus, als auf einmal Männer in der gestreiften Sträflingsuniform quer über die Straße auf uns zukamen. Bewaffnet waren sie mit Arbeitsgeräten wie Sägen und Beilen und sangen das Lied „heute an Bord, morgen geht's fort“. Uns 35 Jungen in Uniform beachteten sie nicht. Der Wachmann ließ sie singen und wir schauten nachdenklich hinterher. Die Männer sahen nicht wie Verbrecher aus und hätten unsere Väter sein können. Nachdenklich blickten wir den Häftlingen nach, bis wir sie nicht mehr sehen konnten. Gott sei Dank, unser Lagerleiter stand nicht bei uns, sonst wäre es nicht so schweigsam abgelaufen. Die Lagermannschaft stand natürlich unter dem Druck der täglichen Traktate unseres Lagerleiters und sicher glaubte der Großteil der Jungen Anfang 1943 noch an den Endsieg. Dazu gehörten mit Bestimmtheit die Steinewerfer in Flossenbürg. Auf der anderen Seite standen die Zweifler, die sich Gedanken machten und das Konzentrationslager als unmenschlich ansahen. Wie hätten wir 12- und 13-Jährigen Jungen auch anders denken können.

Die Familie.

Wir mussten alles hinnehmen und es war selbstverständlich, dass die Frau des Lagerleiters auch in unseren Räumen wohnte. Sie wurde von uns mitverpflegt und wir dachten uns nichts dabei. Sie machte auf uns einen zivilen Eindruck und überließ wohl alles ihrem Mann. Der scheute sich nicht, den Ömö als Lakaien für die privaten Interessen abzustellen. Er erzählte auch immer stolz von seinen beiden Söhnen Jochen und Adi, wobei Adi bestimmt der Kosenamenname von Adolf war, der in dem Propagandafilm „Junge Adler“ mitwirkte, denn er war uns fünf Jahre voraus und er wirkte schon erwachsen. Wir bedrängten ihn dauernd, uns etwas von dem Film zu erzählen. Beneidet wurde er von uns in einer Szene, als er mit anderen Mitwirkenden am Lagerfeuer saß und an einer Hirschkeule kaute. Er sagte, ihr glaubt gar nicht, wie oft wir diese Szene gedreht haben. Da ist uns der Appetit an der Keule vergangen. Wie sahen in dem Film auch eine Szene, wo Hitlerjungen über Felder und Wiesen ritten, und fanden das abenteuerlich. Nein, sagt Adi, wir reiten da gar nicht. Was, sagen wir, das gibt es doch gar nicht. Doch, sagte er, wir sitzen im Studio auf einer Reitmaschine und ein Ventilator macht den Wind. Anschließend werden Außenaufnahmen von den Pferden gemacht und das wird mit unserem Ritt zusammengeschnitten. Das setzte uns in großes Erstaunen, denn wir meinten, alles was im Film zu sehen ist, ist echt.

Bruder Jochen kam auch zu Besuch und trug natürlich seine HJ-Uniform. Er wirkte erwachsener auf uns. Er erzählte begeistert vom Krieg und sagte, er würde sich freiwillig zur Waffen-SS melden. Das war mit Sicherheit im Sinne seines Vaters, der stolz auf seinen Sohn war. Er wünschte sich eine Maschinenpistole, mit der er dann so richtig in die Russen feuern könne. Dabei nahm er eine Haltung an, als wenn er die Maschinenpistole schon in Händen hätte. Wie es weiter ging mit Jochen und seinem Wunsch, in die Waffen-SS eintreten zu dürfen, konnte ich nicht mehr feststellen. Nach ungefähr sieben bis acht Jahren traf ich Jochen auf dem Harkortbergfest als Zeitnehmer beim 100 m Lauf. Den Krieg hatte er wohl gut überstanden und ich glaube, an die Waffen-SS dachte Jochen nicht mehr. Ich fragte auch nicht, hast Du Deine Maschinenpistole auch bekommen, damit Du in die Russen reinballern konntest?

Jahre danach

Die Möglichkeit, noch weitere sechs Monate in einem anderen KLV-Lager zu bleiben, stieß bei meinen Eltern auf Widerstand und sie lehnten ab. So besuchte ich wieder die Schule im Lindengraben und musste mich erst einmal umstellen, denn die Lehrmethoden im KLV-Lager und in der Schule waren sehr unterschiedlich und ich legte mich mit meinem Klassenlehrer an. Das Zwischenzeugnis fiel dann auch entsprechend schlecht aus und ich sah ein gutes Abschlusszeugnis, auf das ich großen Wert legte, in Gefahr. Die Wogen glätteten sich aber wieder und das Abschlusszeugnis konnte sich sehen lassen.

Die Erlebnisse aus dem KLV-Lager gerieten etwas in Vergessenheit und erst Jahrzehnte danach kam die Erinnerung zurück. Als ich nach fast sechs Jahrzehnten mit meiner Freundin Erika von Berlin aus mit dem Auto in Richtung Italien fuhr, kamen wir auch an der Ausfahrt zur Gedenkstätte Flossenbürg vorbei, und ich erzählte Erika meine Erlebnisse aus dieser Zeit. Sie hörte mit großem Interesse zu. Auf der Rückfahrt kamen wir wieder an der Ausfahrt vorbei und Erika sagte, wir fahren jetzt nach Flossenbürg und du kannst dir alles noch einmal ansehen.

Bevor wir nach Flossenbürg kamen, mussten wir durch das Örtchen Floss und ich war überrascht über die Veränderung. Am Ortseingang stand jetzt ein Gewerbegebiet und ich konnte den Sportplatz, das Freibad und auch die Brauerei nicht mehr sehen. Der Ortskern kam mir noch bekannt vor und wir fanden schnell den Weg zur katholischen Kirche, die direkt neben dem KLV-Lager steht. Eine große Enttäuschung empfand ich, denn von der alten „Bruchbude“ war nichts mehr zu sehen. Bewohner eines angrenzenden Seniorenheims sagten uns, dass der „Kindergarten 1988 abgerissen wurde.

In Flossenbürg richteten wir uns nach den Schildern „Gedenkstätte“. Ohne diese Hinweise hätten wir den Weg nicht gefunden, denn auch in Flossenbürg sah alles anders aus als 1943. Uns erwartete ein kleines Häuschen, wo wir unsere Eintrittskarten kauften und dann betraten wir erst einmal ein freies Feld. Von den grauen und Furcht erregenden düsteren Blöcken stand nichts mehr. Nachdem wir den Platz überquert hatten, standen wir vor einer kleinen Gedenkstätte. In ihr konnten wir die Namen von ermordeten oder vergasteten Juden von den Steinplatten ablesen. Einige Schritte weiter öffnete sich ein parkähnliches Gelände und wir dachten, wir sind in einem Kurpark oder einer Gedenkstätte. Auf dem Rückweg sprach ich die junge Kassiererin an, wo eigentlich das Kino gestanden hätte. Ein Kino, was für ein Kino. Ich

sagte, das Kino wäre für die Wachmannschaften und deren Angehörige gewesen und dass wir aufgrund der guten Beziehungen unseres Lagerleiters mit einem Oberscharführer einmal das Kino besuchen durften. Das weiß ich nicht, da muss ich mal meinen Kollegen fragen, der weiß das sicher. Der Kollege kam und war erstaunt von meiner Kenntnis eines Kinos. Auch der wusste nichts von einem Kino und staunte, als ich Einzelheiten davon erzählte. Ich weiß noch genau, dass wir das Kino von einem Platz am Eingang des Lagers erreichten. Den fensterlosen Bau erreichten wir über eine eiserne Treppe, die wir hinaufsteigen mussten. Insgesamt fand ich enttäuschend, dass nicht ein Bau dem Abriss entgehen konnte. Sollten die Zeitzeugen alles verwischen oder sollte alles vertuscht werden mit dem schönen Park?

Wieder daheim

Die Schwierigkeiten mit meinem Klassenlehrer, den wir nur „Emil“ nannten, lösten sich langsam auf und ich kam wieder in den gewohnten Rhythmus rein. Meine Befürchtungen, mit einem schlechten Abschlusszeugnis die Schule zu verlassen, waren ausgeräumt. Im Jungvolk ging es weiter mit dem Dienst, mittwochs und samstags jeweils um 15,00 Uhr an der Lindengrabenschule. Meine Begeisterung, die ich als Kind mit Millionen teilte, stellte ich immer mehr infrage. Mein Vater tat ein Übriges dazu mit seiner permanenten Anti-Hitler-Einstellung. Die Erlebnisse im KLV-Lager und mit dem KZ und dem fanatischen Lagerleiter rundeten meine Antipathie ab.

Langsam ging nun auch das achte und letzte Schuljahr zu Ende. Mitten im Krieg und dann sollten wir noch eine Berufswahl treffen, das war gar nicht so einfach. Rund herum wurden schon die 17-Jährigen zur Wehrmacht eingezogen und die Zukunft schien ungewiss.

Aufs Gymnasium konnte ich nicht, weil mein Bruder auch nicht aufs Gymnasium durfte. Da damals noch Schulgeld erhoben wurde, hätten meine Eltern das auch finanziell nicht geschafft. Mein Bruder, der eine Lehre als Einzelhandelskaufmann in einer Eisenwarenhandlung angetreten hatte, bekam monatlich schon eine Entschädigung, von Lohn konnte man nicht reden. Meine Eltern meinten dann zu mir: Du bist aufgrund deiner Größe nicht besonders geeignet für einen körperlichen Beruf und sie schlugen mir vor, doch die Handelsschule zu besuchen, die einen guten Ruf besaß. Von meinem Bruder kam dann spontan der Vorschlag, das Schulgeld können wir ja von meinem Geld bezahlen. Das hat mich damals sehr überrascht.

Der Wunsch, die Handelsschule zu besuchen, wurde weitergegeben und auf die uns ausgehändigte Karteikarte eingetragen. Die letzten Monate in der Schule vergingen sehr schnell und der Unterricht lief langsam aus. Das war die Zeit, wo wir „Emil“ bedrängten, uns doch aus „Käpp von Möllenkotten“ vorzulesen und aus einem für uns Schüler interessanten Buch, dessen Name mir nicht einfällt.